

Walter Kiaulehn: Eine Rede durchs Radio

Zu einer Rede durch den Rundfunk kommt man auf mancherlei Weise. Ich kam so dazu, daß ich auf einer vornehmen Redaktion stand, als der Tod eines Dichters gemeldet wurde. Der Tod dieses Dichters ergriff mich sehr. Ich hatte zu Füßen des Poeten gesessen, als er noch ein rüstiger Mann war mit einem braunen Vollbart, der ihm bis auf die Brust herniederhing. Der Poet hatte eine dröhnende Stimme und blitzende Augen, und er liebte es, die Jugend, die sich um ihn versammelte, machtvoll anzusprechen. Ich war ein Jüngling, als ich zuhören durfte, wie der bärtige Poet die dunklen Stellen in Goethes *Faust* ausdeutete. Als man in der Redaktion über den Tod des Dichters sprach, und daß ihn ein Schlaganfall so zu Boden geworfen hatte, wie der Blitz einen Baum fällt, da stieg in meinem Gedächtnis die Erinnerung an die Sommernächte meiner Jugend auf, wo ich vor einem Zelt lag und beim Schein der Bootslaterne in den Büchern des Dichters gelesen hatte.

Auf der vornehmen Redaktion nahm man den Tod des Poeten mit einigem Unmut auf, denn es zeigte sich, daß der tote Dichter nur ein Dichter dritter, höchstens zweiter Klasse gewesen war und daß die Archive der Redaktion kaum etwas über seinen Lebenswandel aussagen konnten. Weil nichts, aber auch gar nichts über diesen Dichter aufzufinden war, außer daß sich alle über seinen Vollbart mokierten, erzählte ich dem Redakteur von meiner Wissenschaft. Er blickte mich zerstreut an und sagte: "Schreiben Sie das doch." Mit diesem Wort, das eine stehende Redensart der Redakteure ist, sind schon viele Leute in den Ruhm eingezogen und viele in ihr Unglück. Ich kam dadurch vors Mikrofon, denn als meine Notiz über den toten Dichter erschienen war, zeigte es sich, daß man auch auf dem Rundfunk nichts über ihn wußte, als daß er einen Vollbart getragen habe. Der Rundfunk telephonierte mich an und sagte: "Also Sie sprechen morgen abend fünfunddreißig Minuten. Ich mache Ihnen Platz für den Vortrag."

In den nächsten vierundzwanzig Stunden war ich unablässig tätig. Ich schlief nicht, ich aß kaum, trank starken Kaffee, und meine Finger waren schwarz von Tinte. Mich hatte der Ehrgeiz des Mannes gepackt, dem keiner zutraut, daß er einen richtigen Dichter, wenn auch zweiter Klasse, kennt, und daß er imstande sein könnte, über das Leben und die Bedeutung des Mannes fünfunddreißig Minuten lang zu sprechen. Bei aller Bescheidenheit darf ich sagen, daß meine Rede ein Meisterwerk war. Sie setzte mit leisen Klageönen ein und stieg sodann auf, wie eine Orgelfuge. Noch heute, wenn ich an die Rede denke, schnürt's mir die Kehle zu, und ich muß an den alten Goethe denken, der über die Schönheit seiner eigenen Gedichte in Tränen auszubrechen pflegte, und sagte. "So wärmt man sich an seinen eigenen Kohlen!"

Ich kam in das Rundfunkhaus und fand es leer. Überall brannten große Lampen, überall war an die Wände das Wort "Ruhe" gemalt. Ein Boy, der auf Zehenspitzen ging, brachte mich in ein Zimmer, wo eine große Uhr tickte und wo über einem Pult das Mikrophon hing. "Von hier aus also", so dachte ich, "sollst Du das deutsche Volk ansprechen und die Welt, die Welt." Ganz leise war ein Herr eingetreten, der stellte sich vors Mikrophon und sagte: "Der Vortrag von Herrn Oberingenieur C.M. Nebel über technische Betriebsverbesserungen wird abgesagt, dafür spricht Herr Lehnau über den gestern verstorbenen Dichter." Ich raschelte mit meinem Papier, hüstelte leicht, wie ich wußte, daß es die richtigen Redner tun, und stieg in meine Totenfeier.

Als ich zu Ende war und noch ein kleines Weilchen in den Äther hinaus-horchen wollte, stand der leise Herr wieder neben mir und sagte: "Sie hörten soeben an Stelle des abgesagten Vortrages von Oberingenieur Nebel über technische Betriebsverbesserungen Herrn Lehnau über den gestern verstorbenen Dichter reden. Wir schalten auf Leipzig um." Dann drückte er mir ein Kuvert in die Hand und einen Bleistift, ich unterschrieb irgend etwas, und der Boy auf Zehenspitzen führte mich wieder an den Wänden vorbei, wo das Wort "Ruhe" geschrieben stand. Ich muß sagen, daß ich ungern das stille Haus verlassen habe; denn es war doch eine große Sache gewesen, und ich hätte gern abgewartet, daß die Telephone geschrillt hätten und die begeisterten Rundfunkhörer ihren Dank und ihre Ergriffenheit zum Ausdruck gebracht hätten.

So mußte ich mich auf die Anerkennung der mir bekannten Welt beschränken. Ich stellte ganz geschickt und diskret Erhebungen an. Zwei Menschen von sechzig Millionen Deutschen hatten meinen Vortrag mit Sicherheit gehört, es waren meine Mutter und meine Frau. Meine Frau hatte nur den ersten Teil gehört, weil sie mich dann schnell vom Rundfunkhaus abholen mußte, damit ich nicht das Honorar vertrank. Meine Mutter aber hatte den Vortrag bis zum Ende gehört und war des Lobes voll. Weil sie kein Rundfunkgerät hat, war sie in eine Konditorei gezogen und hatte gebeten, den Lautsprecher anzustellen. "Du hast großartig gesprochen, mein Junge", sagte sie, "ich habe jedes Wort verstanden, und die Dame vom Kuchenbüfett, die ist dann noch extra zu mir gekommen und hat gesagt: Das ist Ihr Sohn, der da spricht, na, da gratuliere ich Ihnen aber, der Mann hat ja eine Stimme wie ein Bär, den hört man bis in die Kaffeeküche."

Dann kam noch eine schriftliche Anerkennung. Es war ein an Oberingenieur Nebel gerichteter Brief, auf dem die Adresse durchgestrichen war und mit Rotstift darübergeschrieben: Herrn Lehnau! Der Brief lautete:

Sehr geehrter Herr Oberingenieur!

Ihren interessanten Vortrag über technische Betriebsverbesserungen haben wir mit großem Interesse gehört. Auch wir sind unablässig tätig, die Bedürfnisse grade der technischen Angestelltenschaft zu befriedigen und erlauben uns darum, Sie durch beiliegende Offerte auf unsere neuen Bürokittel aufmerksam zu machen, die wir bei größeren Bestellungen, und wofür Sie bei Ihrer Kollegenschaft werben könnten, auch auf Teilzahlung abgeben."

(Walther Kiaulehn: Lesebuch für Lächler. Neue Plaudereien und die Meinungen und Ansichten des Herrn Lehnau. - Berlin 1938, S.244ff.)